

Wiesbadener Tagblatt.

41. Jahrgang.
Erscheint in zwei Ausgaben. — Bezugs-Preis:
50 Pfennig monatlich für beide Ausgaben
zusammen. — Der Bezug kann jederzeit be-
endet werden.

Verlag: Langgasse 27.

12,000 Abonnenten.

Anzeigen-Preis:
Die einseitige Zeile für lokale Anzeigen
15 Pfg. für auswärtige Anzeigen 25 Pfg.
Reclamen die Zeile für Wiesbaden 50 Pfg.
für Auswärts 75 Pfg.

No. 470.

Samstag, den 7. Oktober

1893.

Das Recht auf Land.

Man hat das Schlagwort von dem „Recht auf Arbeit“ in die Welt gesetzt, und vielen hat es erschienen, als wäre damit ein Stück soziale Frage gelöst. Selbst die Sozialdemokraten haben diesem Worte Bismarcks angeheult.

Ist denn aber diese Forderung in dem gewöhnlichen Sinne erfüllbar? Kann man denn Industriearbeitern jederzeit Arbeit verbürgen, auch wenn der Markt mit ihren Erzeugnissen überflutet und kein Bedarf, kein Konsum für neue Fabrikate vorhanden ist? Kann man Bauern und Zimmerleuten immer neue Bauten ausführen lassen, auch wenn die „Ueber-Produktion“ an Neubauten schon so groß ist, daß in den größeren Städten tausende von Wohnungen leer stehen?

Man hat, so führt Theodor Fritsch in einem beachtenswerten Aufsatz in den deutsch-sozialen Blättern aus, das „Recht auf Arbeit“ dahin zu deuten versucht, daß man die Verteilung der vorhandenen Arbeitsaufgaben auf alle Arbeitsfähigen forderte, d. h. man will die tägliche Arbeitszeit nach Bedürfnis so vergrößern, daß stets alle Arbeiter des gleichen Geschäftszweiges in Tätigkeit bleiben und immer noch wenigstens einen geringen Verdienst erhalten. Gehoben würde ein Nothstand auf diese Weise zwar nicht, er würde sich nur auf eine größere Anzahl von Personen verteilen. Immerhin kann auch dann noch der Noth eintreten, daß in einer Branche auf lange Zeit hinaus kein Bedarf für die Produkte und somit keine Arbeitsgelegenheit vorhanden ist. Und da kaum daran gedacht werden kann, unsere meist ganz einseitig geschulten Arbeiter jederzeit sofort auf einem anderen Arbeitsgebiete zu verwenden, so ist nicht einzusehen, wie man Industriearbeiter allezeit vor Arbeitslosigkeit schützen will.

Bedarf für Industrie- und Gewerbe-Erzeugnisse läßt sich nicht künstlich schaffen; und der Nothstand einer Nation wird nicht dadurch vermehrt, daß man über den Bedarf hinaus Artikel erzeugt, die die Lebens-Nothdurft nicht unbedingt erfordert (Lurusgegenstände, Spielsachen, Maschinen, Bücher u. dergl.).

Nur in einer ganz bestimmten Deutung hat das Recht auf Arbeit einen Sinn. Es giebt nur eine Arbeits-Tätigkeit, welche jederzeit die Güter und damit den Wohlstand der Nation vermehren kann; das ist die Ue-Produktion, die die Nothdurft für die Ernährung und Kleidung erzeugt: Ackerbau und Viehzucht. Hierin kann kaum jemals eine Ueber-Produktion eintreten, denn so lange es noch darrende Menschen giebt, ist in der Ue-Produktion noch nicht genug geschaffen.

Nur diejenigen Tätigkeiten, die wir insgesamt als Landwirtschaft bezeichnen, können eine dauernde wirtschaftliche und soziale Verbesserung des Volkes herbeiführen; nur von hier aus kann der Allgemein-Wohlstand gehoben werden. Mahagoni-Möbel, Klavier und Gardinen an den Fenstern machen noch keinen Wohlstand aus, wenn der Magen dabei darben muß und das Heud auf dem Leibe nicht ganz ist. Hat aber ein jeder satt zu essen, sich sauber zu kleiden und reichlich zu wohnen, so ist der höchste Wohlstand einer Nation erreicht; was darüber ist, das ist vom Ue-.

Wie man also Jedermann ein Recht auf Arbeit sichern und überflüssige Arbeitskräfte jederzeit so verwenden, daß ihr Arbeitsergaßnis wahrhaft nützlich und förderlich für das Gemeinwohl ist, so kann das nur auf dem Wege der Landbebauung geschehen. Jede im industriellen und städtischen Betriebe freiwerdende Arbeitskraft muß die Möglichkeit haben, sich dem Ackerbau zuzuwenden. Das ist der einzige Sinn, der in obiger Forderung liegt, und das „Recht auf Arbeit“ muß somit eigentlich heißen: „das Recht auf Land“.

In der That steht ja die Mehrzahl der Arbeitsgebiete eines modernen Kultur-Volkes auf einer künstlichen unnatürlichen Stufe. Man schafft allerlei Dinge, die im strengeren Sinne für den Bestand und das Wohlergehen der Menschheit höchst entbehrlich und überflüssig sind. Unentbehrlich ist nur Nahrung, Kleidung und Wohnung; und alles das braucht Boden, braucht Land. Wenn wir von den Nahrungs-Zusätzen der See absehen (und See ist ja schließlich nur Bodenfläche in einem anderen Zustande) erwächst alles, was wir zu Nahrung, Kleidung und Wohnung brauchen, dem Boden. Der Ackerbau ist daher die einzige Güter von allgemeinem Werthe erzeugende Tätigkeit und somit das Fundament des menschlichen Bestandes, der Grundstein der Gesellschaft und des Staates.

Anstatt aber das Fundament zu sichern und zu verfestigen, hat seit Jahrzehnten Alles auf dessen Zerstörung hingearbeitet. Die Arbeitskräfte sind immer mehr dem Land-

bau entzogen und den gekünstelten Betrieben der Stadt zugeführt worden. Die Gesellschaft hat alles Mögliche begünstigt: Handel, Industrie, Börsen, Literatur, Wissenschaft, Kunst, — nur den Ackerbau nicht. Die Landwirtschaft und das rechtschaffene Handwerk, das gleichsam das Erdgeschloß, das erste und wichtigste Stützwerk über den Grundmannern des Staatsgebäudes bildet, sie sind die Stiefkinder der neuen Zeit gewesen. Andere Dinge haben geholfen, den Bauer und Handwerker niederzubücken: Freihandel, Hauszwang, Arbeitslosigkeit, falsches Erbrecht, Bodenverschwendung, Wägen, Gannerei, Wägen en gros und en detail.

Aber die durch eine verirrte Gesellschaft künstlich geschaffte Herrlichkeit in Handel und Industrie steht vor ihrem Ende: massenhaft werden die Arbeitskräfte in diesen Berufen überschüssig; und wo wenden sie sich hin? — Die „neue Welt“ ist für Viele die Lösung. Aber was beginnen sie dort? — Nachdem bald die Hoffnung gescheitert ist, im alten erlernten Beruf: ein Unterkommen zu finden, wenden sie sich dem Ackerbau zu. Photographen, Ingenieur, Kaufleute, Lehrer trocknen ein Stückchen Boden zu erwerben, um auf demselben ihre Kraft und Intelligenz nutzbringender zu verwenden, als in ihrem früheren, sehr ehrenwerten, aber für die Menschheits-Ökonomie doch oft recht überflüssigen Berufe. Der überfeinerte Kulturmann kehrt zur Uebeschäftigung alles Kultur-Menschenstums zurück: zur Bodenbebauung. Und er schafft sich dabei nicht nur eine gesündere Existenz, sondern auch wieder einen gesunden Körper, gesunde Nerven und — eine gesunde Gesinnung.

Muß es nun sein, daß wir unsere überschüssigen Intelligenzen und Arbeitskräfte nach Amerika hinüberziehen? Kann das, was der überschüssige Kulturmann doch sucht: ein Stückchen Land und eine rechtschaffene, in sich selbst begründete Tätigkeit, nicht auch in der Heimat gefunden werden?

Neht es bei uns bereits an Raum und an Land? Schwerlich, denn überall, besonders im Osten des Reiches, klagt der Grundbesitzer über Mangel an Arbeitskräften, und alljährlich können große Strecken Landes nur mangelhaft oder gar nicht bestellt werden. Man spricht stellenweise sogar von einer Entvölkerung des Landes; Alles drängt nach der Stadt. — Aber freilich: wer will denn als Tagelöhner und Ochsenknecht bei kümmerlicher Entlohnung und in den armseligsten Wohnungsverhältnissen in die Dienste eines Grundherrn treten! Man müßte nicht schon das süße Gift des Stadt-Lebens mit seinen ansehnlichen, täuschenden Vorzügen, mit seinem gleichenden Glanz gelost haben, um an schlichter ländlicher Arbeit noch Geschmack zu finden. Die Stadt-Gelüste geht ja schon soweit, daß sie lieber hungert als einen etwas verschönten Mantel trägt, denn, spricht sie: Es sieht mir feiner in den Wägen, aber auf den Stragen! — O, wenn der stiefmütterlich behandelte Magen nur nicht zu denkllich aus den hohen Wägen und Wägen und aus allerlei anderen Gebreden alzu vernachlässigt herausgerufen wolle!

„Dienen“ dünkt dem „freien Menschen“ herbe. Lieber will man schlechter essen, als nicht sein eigener Herr sein.

Lieber will man Herr sein und nicht ein bloßer Arbeiter sein. Als wie also anders Herr werden? Sich satt zu essen schadet nicht.

Aber das ist Eitelkeit, das ist der Teufel, der den Menschen gepackt hat und der von der Erde lebt. Die schlimmste Erde freilich ist, die sich selbst beliebt: — Innen voll Schand und oben auf Land!

Aber es muß ja nicht sein, daß man Ruhezit wird, um Boden zu bebauen. Man kann es auch als eigener, wenn auch kleiner Herr thun. Findet man also eine andere Form, die den vaterländischen Boden der überschüssigen Arbeitskraft des Volkes erschließt. Man kann hier zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Man will den Osten des Reiches germanisieren und die slavische Völkermenge zurückdrängen; man möchte die Auswanderung nach der neuen Welt vermindern; man möchte Arbeit für müßige Hände schaffen. Liegt etwas näher, als daß man die überschüssige Volkskraft, die wir heute nach dem äußersten Westen abstoßen, nach dem Osten richtet?

Schaffe man im Osten kleine Wirtschaftsstellen, die man erwerbslosen Männern in billige Pacht, Erbpacht oder als Heimstätten giebt, so löst man eine ganze Reihe von Problemen auf einmal. Der Anfang müßte solchen Leuten freilich auf's Aeufferste erleichtert werden. Vor allem müßte man industriellen Arbeitern erst eine kurze Anleitung für den landwirtschaftlichen Betrieb geben. So gut wie die Leute in Amerika umlernen müssen, werden sie es hier auch können.

Anders als auf diese Weise kann auch der erträumte sozialdemokratische Zukunftsstaat das Problem des Rechtes

auf Arbeit nicht lösen; Wie phantastisch die Pläne der Sozialdemokratie sind, zeigt sich gerade daran, daß sie immer nur von industrieller Arbeit, von großen zentralisierten Fabrik-Beschäftigten träumt. Als ob die Völker von lauter Industrie leben könnten! Den Ackerbau, der erst die Rohprodukte für die meisten Industrien liefern muß, der vor allem die Nahrung für die gesamte Gesellschaft erzeugen muß, ihn vergißt man dabei ganz.

Und nun läßt sich gerade in Bezug auf den landwirtschaftlichen Betrieb darüber streiten, ob der „zentralisierte Großbetrieb“ der ergiebigste ist. Gewiß kann der Großgrundbesitzer mit Hilfe von Maschinen, mit Einschaltung eines größeren Betriebskapitals, mit besserer Ausnutzung seiner Arbeitskräfte im allgemeinen ökonomischer wirtschaften und in günstigen Jahren, wenn alles glatt verläuft, einen höheren Ertrag erzielen als der Kleinbauer. Aber die glatten günstigen Jahre sind die Ausnahme. In allen Fällen, wo unregelmäßige Witterungsverhältnisse eintreten, kann der Kleinbetrieb diese meist besser überwinden als der große, da er für kleine Flächen mehr hilfreiche Hände zur Verfügung hat. Die ansehnliche Nachhilfe und Schadensbegleichung ist gerade im landwirtschaftlichen Betriebe von größter Wichtigkeit, so daß man fast sagen kann: die Ertragsfähigkeit des Bodens wächst in gleichem Verhältnis mit der darauf verwendeten Handarbeit. Wenigstens trifft dies in unglücklichen Jahren zu. Eine Familie von fünf Köpfen, die zanzig Morgen Land bestellt, wird (im Durchschnitt der Jahre) eine größere Ernte pro Morgen erzielen können, als der Großbesitzer, der mit wenigen Ackeruten und Wägen hundert von Morgen bestellen muß.

Diese Thatsache weist auf die Forderung der landwirtschaftlichen Klein-Betriebe hin, denn jeder mehr erbaute Scheffel Korn bedeutet einen positiven Gewinn für die Nation, bedeutet eine Erhöhung des National-Wohlstandes. Von den Industrie-Erzeugnissen kann man das in gleicher Weise nicht sagen.

Jedenfalls kann die brach-liegende nationale Arbeits-Kraft fordern, daß man ihr auf irgend eine Weise den Zutritt zur Boden-Bebauung erschleicht. Das Recht, Vant-Direktor, Großhändler, Maschinen- oder Spielzeug-Fabrikant zu werden, kann man Niemandem verbürgen, aber das Recht auf Land wird mit jedem geboren; Jeder darf Anspruch darauf erheben, der für seine Arbeits-Kraft keine andere Verwendung finden kann. Das Vaterland hat die Pflicht, seinen Bürgern diese wichtigste und grundlegende Arbeits-Gelegenheit nicht zu verschließen, solange noch ein Morgen Land seines Bestellers harret. Es darf Keinen von seiner Schwelle weisen, der erwünscht schaffen und arbeiten will. Sonst treibt es das Volk der Internationalen in die Arme, die, wenn man von Vaterlands-Liebe spricht, mit bitterem Spott erwidert: „Ich kenne kein Vaterland, denn mein Vater hat kein Land!“

Politische Tages-Bandschau.

— Zu den ersten Vorlesungen, welche in der neuen Reichstags-Session eingelesen werden, wird die Novelle zum Unterstützungsgesetz gehören. Die Vorlage hat schon die letzte Session des aufgelösten Reichstags beschäftigt und eine Kommissions-Berathung darüber gelangte zum Ende. Es war zu einer ziemlich weitgehenden Verständigung einer großen Mehrheit des Reichstags gekommen und die Angelegenheit hätte nach der vollen Erledigung gebracht werden können, wenn nicht die kritischen Ereignisse dazwischen getreten wären. Man wird sonach auch jetzt eine halbige günstige Erledigung der Sache erwarten dürfen. Die Novelle tastet die Grundlagen des bestehenden Gesetzes und das Freizügigkeitsrecht nicht an, hilft aber verschiedenen Beschwerden, namentlich des platten Landes über unbillige Belastung der Heimatgemeinden ab, insbesondere durch den Vorschlag, die Fähigkeit zum selbständigen Erwerb eines neuen Unterstützungswohnortes vom 24. auf das 18. Lebensjahr herabzusetzen.

— Gegen die Reichsweinsteuern nimmt nun auch der Nassauische Bauernverein eine entschiedene Stellung. In allen weinbaureichen Ortsverbänden des Vereins werden, wie der „Rhein. Anzeiger“ meldet, Petitionen zur Unterstützung eintreffen, die dann gesammelt an die Reichsregierung abgelandt werden. Außerdem wird gleich nach der Weinsaison, welche eben dem Winger dazu keine Zeit läßt, seitens des Nassauischen Bauernvereins eine große Winger-Versammlung nach Oestrich einberufen. Die erwähnte Petition bezeichnet die Einführung der Reichsweinsteuern als gleichbedeutend mit dem Todesstoß für die Winger, die wie das jegliche Weingebiet und der heutige Traubenverkauf bei der Aussicht auf das drohende Geschloß gegen die Steuern tragen müßten. Der Winger könne aber nicht die

neue Last auf sich nehmen, zumal unter 10 Jahren dreiviertel Fehljahre sind und selbst die königliche Domäne trotz ihrer glänzenden Versteigerungsergebnisse in den Jahren 1887—1891 nur einen Durchschnittsertrag von 3 1/2 Pct. erzielte. Des weiteren erscheint die Besteuerung der Qualitätsweine als ein geschäftlich unerschütterliches Ausnahmefälle, welches man nicht einmal durch die Bezeichnung „Ausnahmefälle“ rechtfertigen könne, da die Steuer vom Winger und nicht von dem, der sich den Luxus einer theuren Flasche Wein leisten kann, bezahlt wird. Die Besteuerung sei ein Hohn auf die Schutzpolitik; die Aufhebung der Steuer auf das heimische Nebenprodukt würde naturgemäß der Einfuhr ausländischer Trauben und Weine nur Vorschub leisten, zumal durch den italienischen Handelsvertrag die Jälle auf Trauben, Verschnittweine u. s. w. schon genug herabgesetzt sind. Ferner sei die Besteuerung eine Prämie auf die Kunstweinfabrikation und Weinpanscher und verstoße gegen die blindesten Versprechungen, welche der Reichstagler in der Reichstagskammer vom 8. Juli d. J. gegeben, „das landwirtschaftliche Gewerbe solle, angesichts der schwierigen Lage, in welcher es sich befinde, von neuen Steuern freigelassen werden.“ Zum Schluß tritt die Eingabe für stärkere Besteuerung der Kunstweinfabrikation und Unterstellung derselben unter die Kontrolle der Steuerbehörde ein.

Aus dem selben erlassenen Wahlaufsatz der freikonservativen Partei ist ein Satz hervorzuheben, der sich auf die gesetzliche Regelung des Volksschulwesens bezieht: „Vorhinein, welche der preussischen Volksschule den Charakter einer Veranstellung des Staates zu nehmen und sie von ihrer jetzigen Höhe herabzubringen drohen, sind erfolgreich abgewehrt; dabei traten aber so schwere Gegenstände hervor, daß die Wiederaufnahme des Planes eines vollständigen Volksschulgesetzes für lange Zeit ausgeschlossen erscheint, und die Ordnung der inneren Angelegenheiten der in der Regel konfessionell geordneten Volksschule und die Förderung der religiös-sittlichen Erziehung unseres Volkes Sache der Verwaltung bleiben muß. Dringend ist dagegen der baldige Erlass eines Schulnotationsgesetzes geboten, durch welches die äußeren Verhältnisse der Schule nach den Grundsätzen unserer Verfassung geordnet werden.“ Das unterzeichnete sich wesentlich von der Erklärung der konservativen Partei. Daß wir in absehbarer Zeit nicht zu einem vollständigen, die großen Prinzipien tragenden Schulgesetz kommen, kann keinem Zweifel unterliegen. Trennbar davon aber und sehr dringlich ist eine Regelung der äußeren Verhältnisse der Schule, insbesondere der Lehrerbildungen und der Schulunterhaltung. Eine Scheidlinie gegen die reaktionären Bestrebungen der äußersten Rechten zieht der Aufsatz auch mit der Forderung: „Sammlung der gemäßigten patriotischen Männer von rechts und links, welche das Vaterland über die Partei stellen, zur Abwehr gegen sozialistische, radikale und rückwärtliche Bestrebungen jeder Art.“ — Die größeren Parteien haben, nachdem die Konservativen und das Centrum in den letzten Tagen gleichfalls ihre, nichts Wesentliches bietenden Anträge eingebracht, damit sämtlich ihre Wahlunterlagen einreichen; nur aus den beiden freisinnigen Lagern sind noch keine Kundgebungen der Art erfolgt.

Die Wahlrechtsfrage spielt gegenwärtig in einer ganzen Reihe deutscher Bundesstaaten in den Parlamenten und der Wahlbewegung eine Rolle. In der bayerischen Abgeordnetenkammer hat der Sozialdemokrat Gyllenberger Einführung des Reichstagswahlrechts für die bayerischen Landtagswahlen beantragt. Dieser Antrag findet bis zu einem gewissen Grad auch auf liberaler Seite Zustimmung. Das neue Wahlgesetz soll nach einem liberalen Antrag nach Analogie der Reichsverfassung auf allgemeinem, direktem Wahlrecht mit geheimer Stimmabgabe beruhen und

die nötigen Garantien zum Schutz der Wahlfreiheit und des Wahlgheimnisses bieten, die gerechte Vertretung auf der Grundlage der Bevölkerungsziffer gewährleisten, sowie das Wahlrecht von der Altersgrenze von 25 Jahren und von der Leistung einer direkten Steuer abhängig machen. Die letzte Bestimmung ist allerdings eine erhebliche Einschränkung des allgemeinen Wahlrechts. An so tiefgehende Änderungen des Wahlgesetzes wird übrigens in nächster Zeit in Bayern so wenig zu denken sein, wie in Baden. Die bayerische Centrumspartei hält überdies Verfassungsänderungen während einer Regentschaft für unzulässig.

Einer Meldung des „N. Y. Herald“ aus Montevideo zufolge hat die Beschießung von Rio de Janeiro während des ganzen Donnerstags angehalten. Auch die Stadt wurde mit Granaten beworfen. Die Landbatterien erwiderten das Feuer der Schiffe. Große Beschädigung herrscht in der Stadt; die Geschäfte stehen still, die Bäche sind verlassen. Die Soldaten Petrosos begehen Mord und Raub. Rüge von Soldaten verschiedener Waffengattungen durchstreifen die Stadt, um Missethäter für Petrosos anzuwerben, während andere Abteilungen angesehene Personen der Stadt ergreifen, welche für Admiral Mello sind. Der englische Gesandte forderte alle englischen Staatsangehörigen auf, die Stadt zu verlassen, da die Flotte der britischen Marine die Abfahrt mitgeteilt habe, die Beschießung fortzusetzen. Sowohl die ankommenden, als auch die abgehenden Posten werden von Petrosos durchsucht. Entscheidende Kämpfe werden in der Nähe der Städte Rio Grande und Porto Alegre erwartet. — Falls die Meldung der „Times“ zutreffend ist, daß sich Prinz August von Koburg, ein Enkel des Kaisers Dom Pedro, nach Brasilien eingeschifft hat, würde darin eine Bestätigung der Nachrichten erblickt werden können, wonach Admiral de Mello die Wiederherstellung des Kaiserthums plane. Prinz August ist der zweite Sohn der verstorbenen ältesten Tochter Dom Pedros, Prinzessin Leopoldine, und des Prinzen August von Sachsen-Coburg. Er ist am 6. Dezember 1867 in Rio de Janeiro geboren. Wie ein landestübiger Berichtshalter der „All. Ztg.“ mittheilt, galt er unter den Passagieren des Kaisers Dom Pedro als der begabteste und war in den Kreisen der brasilianischen Marine-Offiziere als guter Kamerad und koller, fröhlicher, lebhafter Mann gern gesehen. Als die Revolution ausbrach, war er mit eben jenem Admiral Mello, der jetzt die Revolution leitet, auf einer Weltreise abwesend und wurde von ihm in Indien als Land geset. Politischer Gehörg wurde damals an ihm nicht bemerkt. Er ist in ihm in neuester Zeit wieder durch den Einfluß seiner Großmutter wiederhergestellt, der Prinzessin Clementine, und durch die Karriere seines Oheims, des Fürsten von Bulgarien, gewandt worden. Sein älterer Bruder, Prinz Pedro, machte sich bei der Entthronung des Großvaters durch Mangel an Schmeichelei für die Nachfolge unzulänglich, und sein Vater, der Admiral Prinz August, sei zu bequem, um ein politisches Abenteuer zu wagen.

Deutsches Reich.

Hof- und Personalnachrichten. Dem Vernehmen nach reist der Kaiser Sonntag Abend von Kammen ab und trifft Montag Vormittag in Götterwalde zu kurzen Jagdausflügen in Hadersteden ein. — Von antichristlicher Quelle wird aus München gemeldet, daß sämtliche alarmierenden Nachrichten über das Verhalten des Fürsten Bismarck unwahr seien. Der Kaiser reiste heute Vormittag um 11 1/2 Uhr ab. Professor Schwemmer, welcher erstens sich in München wieder eintrug, begibt den Fürsten auf seine Heimreise. Bei halbwegs gutem Wetter wollte der Fürst auch gestern Nachmittag wieder eine Spazierfahrt unternehmen. Die Abreise Bismarck habe einen Schlaganfall erlitten, sei unwahr. Der Bericht des Fürsten Bismarck sei vorzüglich, die Körperfunktionen ordnungsgemäß und der Verlust an Gewicht nur un-

bedeutend. — Die Angabe Münchener Zeitungen, Schwemmer sei Donnerstag von München nach Bismarck abgereist, ist unrichtig; Schwemmer weilt in Berlin und wird zur Abreise des Fürsten Bismarck jedenfalls nach Bismarck kommen, weil der Fürst seit Jahren niemals ohne ihn gereist ist. Dem Privatbriefen Schwemmers hätte die Gemüthsart des Fürsten längt die Abreise gestattet; Bismarck, dessen Leben in Bismarck genau verläuft wie in Friedrichshagen, dürfte, weil der das Bismarckthum der Schwemmer befreit. — Es heißt, Dr. Schwemmer erhalte nachträglich ausführlichen wissenschaftlichen Bericht über die Erkrankung des Fürsten Bismarck an den Kaiser.

Berlin, 6. Okt. Die „Nord. Allg. Ztg.“ erklärt die Witterung, die königlichen Lotteriegewinner hätten Loose der Staatslotterie unter dem planmäßigen Preise abgesetzt oder abzugeben versucht, für ein unbegründetes Gerücht und behaupten, daß Befragte derartige unüberhörte Gerüchte folgorieren. — In Sachen Bismarck hat der deutsche Reichstag die Kaiserliche Lotterie an das Reichliche preussische Staatsministerium zu Bismarck des Reichspräsidenten, Ministers des Innern, Grafen v. Gumboldt gerichtet.

In der bayerischen Kammer hat gestern Fortsetzung der Beratung der Interpellation Schwarz statt. Abgeordneter Doller wandte sich gegen den Militarismus und betonte scharf die Nothwendigkeit einer Erleichterung des Soldatenverwehens. Die Offiziere sollten nicht bloß im Kriege, sondern auch im Frieden für den Soldaten väterlich sorgen. Die Klagen kamen meist daher, weil es vielen Offizieren am Herzen liegt, Allgemein wäre die langjährige Unruhezeit der Kameraden als eine Ursache der Verbitterung bezeichnet und bessere Verpflegung für die Soldaten gefordert. Der Kriegsminister wandte sich hauptsächlich gegen Doller. Er behauptete die Offiziere der Kameraden gegen den Kameraden Döllers und stellte fest, daß die Verpflegung in der ganzen deutschen Armee gleich sei. Für heute steht die Interpellation wegen Soldaten-Rückstellungen auf der Tagesordnung.

Mundschin im Reich. Hat einem in Hamburg ankommenden Segelschiff sind vorher 3 Erkrankungen und 2 Todesfälle an Cholera erfolgt. — Der schwedische Dampfer „Hjalmar“, welcher von St. Petersburg in Kiel ankam, hatte einen cholerafranken Matrosen an Bord. Zwei Matrosen waren unterwegs an der Cholera gestorben. Die Leichen wurden in die See geworfen und das Schiff unter Quarantäne gestellt.

Ausland.

Oesterreich-Ungarn. Die Sicherheitswache in Prag wurde um 156 Mann vermehrt, weil die Unruhe dort zunimmt.

Belgien. Die interparlamentarische Friedenskonferenz in Brüssel wird am nächsten Dienstag geschlossen.

Spanien. Der Attentat Pallas wurde Freitag früh erschossen.

Aus Kunst und Leben.

Königliche Schauspiele. (Möhen-Spielentwurf.) Sonntag, den 8. Okt.: „Möhen.“ Dienstag, den 10.: „Das Mädchen des Grauens.“ Mittwoch, den 11.: „Maria da Padilla.“ Donnerstag, den 12. Okt.: „Zell.“ (Oper.) Samstag, den 14.: „Ein Sommer nachts.“ Sonntag, den 15.: „Lohengrin.“ Montag, den 16.: Bei aufgehobenem Abonnement. In ermäßigten Preisen: Prinz Friedrich von Hohenzollern. (Anfang 6 Uhr.) Dienstag, den 17.: „Eine Polakrevoluzion.“

W. H. Orgel- und Vocal-Konzert in der protestantischen Hauptkirche, gegeben am Freitag, den 6. Oktober, von Adolph Wald unter Mitwirkung der Koncertsängerin Fräulein Cornelia van Zanten (Alt), sowie des Herrn C. Frick (Bariton), beide von Wiesbaden. Fräulein van Zanten sang bei dieser Gelegenheit zum ersten Male hier in einem öffentlichen Konzerte; ihr geht der Ruf einer sehr tüchtigen Konzertsängerin voraus und diesen Ruf hat sie gestern vollständig bewährt, soweit sich bei der kühnen Anstalt in dieser Kirche ein bekanntes Urteil bilden läßt. Die Sängerin befindet sich im Besitze einer kräftigen, vollen Stimme, deren Mitteltöne und Höhe besonders von schöner Wirkung sind. Die Ausbildung ist eine sehr sorgfältige und der noble Vortrag zeigt überall die gebildete Sängerin. Eine prächtige Wirkung machte in der Kirche gleich Mozart, von geistlichem Wohlstand erfülltes „Agnus Dei“ aus der Krönungsmesse in der Vertonung des Fürsten Rautenstrauch. Dem schloßen sich Mendelssohn „Sei stille dem Herrn“ und „Vater unser“ von C. Krebs in würdiger, ebenbürtiger Weise an. Fräulein van Zanten hat sich hierin als eine Sängerin gezeigt, deren Verdienst nicht nur im Besitze des Oratorienstimmes, sondern auch in der Fertigkeit, die Herrlichkeit des hohen Mittels zu beherrschen, eine wahre Wohlthat ist und wohlklingend, auch besitzt er einen warmen, natürlichen Vortrag, der in der Klarheit „Der Gott Abraham“ am besten zur Geltung

(Nachdruck verboten.)

Pariser Modenbericht

(für das Wiesbadener Tagblatt.)

— 6. Oktober.

Moden zu schaffen, ist in diesem etwas steppischen in da wieder kein leichtes Unterfangen, denn wenn auch im Bereiche dieser der Autoritätspläne noch nicht so vollständig erschüttert ist, wie in Bezug auf die meisten anderen Dinge, so haben sich doch die Ansprüche bis auf den äußersten gesteigert; man will in jeder Saison etwas Neues, noch nie Gesehenes haben. Bis jetzt kann man allerdings kaum sagen, daß diesem Verlangen in größerem Maße Rechnung getragen worden ist, in dem Bezug auf Kostüme sowohl als Jaquets und Umhänge hat man einen vollständig neuen Stil nicht geschaffen, sondern sich damit begnügt, die vorhandenen zu modifizieren. Eine furchtbare Prophezeiung hat sich vorläufig als glückliche Weissung noch nicht bestätigt, die Kremlins wird von jetzt an noch von einigen Nagelstücken abtropfen lassen, das drohende Gespenst zeigt, das in nächster Zukunft Gestalt annehmen werde, bis jetzt ist davon aber noch nichts zu erblicken. Wie bereits im Sommer giebt man den Jaquets dadurch die etwas abweichende Form, indem man sie unten bis ungefähr zur Höhe eines viertel Meters oder manchmal auch nur auf 10—15 Centimeter mit „Grün“, d. h. aus Moßhaar gewebtem Stoff füllt oder, und es ist dies das Allerneueste, dadurch, daß ein Kleides aus Aluminium unten eingeflochten wird. Dieses leichte biegsame Material hat es sich gewiß nicht träumen lassen, daß es nicht nur bestimmt sei, als Schmuckstücke weibliche Reize zu erhöhen, sondern auch dazu dienen könne, den Frauen scheinbar einen größeren Umfang zu verleihen. Von manchen wird letzteres vielleicht als kein Segen betrachtet werden und doch sollte man von einer solchen Sache nie zu viel haben können.

Wenn übrigens viele an den jetzigen Moden etwas ansetzen finden, so werden diese jedenfalls die Stofffabrikanten nicht sein; im Gegentheil muß deren Herz vor Freude höher schlagen, wenn sie sehen, wie eine Menge ihres Produkts die Damen jetzt genötigt sind, mit sich herumzutragen. Als es hieß, die Kremlins sollten an den

Schultern weniger umfangreich sein, hat sich wohl Manche in der Hoffnung gewiegt, daß nun auch weniger Material dazu erforderlich sein würde, wie sehr sich die Sache darin aber getäuscht! Was ihnen oben versagt wird, haben sie weiter unten, gegen den Gürtelbogen zu, in doppelter Fülle erhalten, Volants, einer über den andern gehend, lassen den Arm schließlich so stark erscheinen, als hätte Natur ihn geschaffen, weit überfallende Stragen verleihen den Schultern größere Breite; wir haben wahrlich vor den Moden Louis XV. nichts mehr voraus, nur daß damals die Gestalt unten und jetzt oben ihre eigentliche Form vollständig eingebüßt. Wie wir in einigen Jahren mitleidig lächeln werden, wenn wir Bilder aus dieser unserer heutigen Periode erblicken.

Die Korsetts hat auch das, was sie sonst auszeichnete, ein wenig eingebüßt, nämlich individuelles Urtheil darüber, was sich für sie eignet; seit Altes, was englisch ist, für elegant gilt, acceptirt sie gar Manches, was sie früher entschieden abgelehnt hätte.

Trotzdem kann man aber durchaus nicht sagen, daß der Genius des guten Geschmacks noch vollständig den Fäden geleitet, und ein erster Versuch dafür ist, daß die Mode, die Jaquets überziehen zu garniren, bereits wieder im Niedergang begriffen, was all die zahlreichen Anhängerinnen der glatten Röcke mit Befriedigung erfüllen muß. Damit meine ich allerdings nicht, daß dieselben überhaupt keinen Anspruchs mehr tragen, aber derselbe besteht nur in einem oder zwei Volants, schmalen Pelfstreifen oder Stiderei; auch offene Jaquets über Bannanz von anderem Stoff, Sammet besonders, sind viel zu sehen; stets ist übrigens die Glodenform beibehalten.

Teilengarnituren weisen nur geringe Veränderung auf. Die Kremlins sind es ja heutzutage, welche dem Corsette den Charakter verleihen, doch treten Schöße mehr und mehr hervor, sind kurz und ziemlich voll angelegt.

Es schien eine Zeitlang als ob das Jaquet das Collet wieder verdrängen wolle, welches letztere so warm es auch gestützt sei, vor der Kälte nicht genügend schützt. Aber welche Kremlins würden möglich sein, um die des Korsetts aufzunehmen und vor diesem Umfang ist man denn doch ein wenig zurückgeschreckt; die Verfertiger weiblicher Be-

kleidungsgegenstände wissen ja auch, daß es ihren Kundinnen durchaus nicht darauf ankommt, etwas auszufallen, um sich schön zu sehen. So ist denn das Collet wieder da, nicht viel weiter als die zur Hälfte reichende, vorzugsweise aus Sammet hergestellte und mit Pelz verziert, von welchem letzteren Jabel und Hermelin sich besonders in Gunst erhalten, wie dies auch nicht anders sein kann, denn sie kommen ja aus Ausland! Uebrigens giebt es noch manche mit ihrer Zeit nicht genügend fortschreitende Personen, die der veralteten Ansicht huldigen, es sei gerathen, im Herbst etwas dem Körper anliegendes zu wählen, das auch die Arme bedeckt und für diese fertig man halblange Jaquets an, die falls sie zu einer Mode Louis XV. passen sollen, Schöße und Taschen zeigen, sonst jedoch nur mit feinen Netzen und Stiderei verziert.

Erfreulich muß es genannt werden, daß die gar zu leuchtenden Farben, welche im Sommer vorherrschten, nach und nach in sanftere, weichere übergehen, und besonders ist es Braun in all seinen vielen und reichen Mancen, die die Mode begünstigt. Da haben wir tabac, carmelite, acajou, mordre, puce, bois, amadou u. c. allein oder gemischt, denn die changanten gelten noch durchaus nicht für passé.

Weissen übrigens Kostüme augenblicklich bevorzugen Neues nicht auf, so kann man dies nicht in Bezug auf die Kopfbedeckungen sagen. Hierin ist eine ungeheure Phantasie entwickelt worden, der man allerdings in jeder Weise hat die Fänge schließen lassen. Im Allgemeinen werden Chapeaux groß, Capotes klein getragen, aber dies ist auch die einzige Nehmlichkeit, welche die Eingelenken unter einander haben, sonst ist jeder in sich anders, hier vollständig aufgeschlagen, dort in die verschobenen Bogen gedrückt, nur an der Seite aufgenommen, vorn im spitzen oder runden Bogen aufstehend u. s. w. Auch jede Farbe, die Verbindung der abweichenden, ist erlaubt und so wenig zusammenpassende Materialien, wie Pelz, Sammet und Spitze kommen auf einem Hute zur Verwendung. In den nächsten Tagen wird man wohl nichts so häufig sehen als die russische Toque, wenigstens bei allen Dänen, welche sie lieben, sonst dürfte doch die Gleichheit der paphischen aller Gesellschaft über den Patriotismus den Sieg davontragen. Heloise.

heutige Abend-Ausgabe umfaßt 6 Seiten.

Erwerbsthätige projektirten Privat-Anlagen unbedingt beeinträchtigt werden würde.

Zeit dem 1. October hat Herr Vorian in seinem Hause in der Bleichstraße eine christliche Herberge errichtet.

heutige Abend-Ausgabe umfaßt 6 Seiten.

Kurhaus zu Wiesbaden.

Samstag, 7. October, Nachmittags 4 Uhr:

475. Abonnements-Concert,ausgeführt von der Kapelle des Fürstl. Reg. von Gersdorff No. 80, unter Leitung des Kgl. Musikdirectors Herrn **F. W. Münch.**

Programm:

1. Der Regimentskamerad, Marsch Lenhardt.
2. Fest-Ouverture Lortzing.
3. Fantasie aus Mozart's „Don Juan“ Rosenkranz.
4. Die ersten Kuren, Walzer Strauss.
5. Grosser Marsch aus „Die Königin von Saba“ Gounod.
6. Im Köpfe zwei Aeugle, Lied aus „Die sieben Schwaben“ Mißler.
7. Française aus „Das Glöckchen des Eremiten“ Mailart.
8. Ein Abend bei den Deutschmeistern in Wien, Potpourri Erdl.

Abends 8 Uhr:

476. Abonnements-Concert,ausgeführt von der Kapelle des Fürstl. Reg. von Gersdorff No. 80, unter Leitung des Kgl. Musikdirectors Herrn **F. W. Münch.**

Programm:

1. Colomb-Marsch Fr. W. Münch.
2. Ouverture zu „Alphons und Estrella“ Schubert.
3. Von Glück bis R. Wagner, Fantasie Schreiner.
4. Morgenblätter, Walzer Strauss.
5. Finale aus „Lohengrin“ Wagner.
6. Casilda-Gavotte aus „Die Gondoliers“ Sullivan.
7. Alles oder Nichts, Polka Waldeufel.
8. Potpourri aus „Der Zigeunerbaron“ Strauss.

Familien-Nachrichten.

Aus den Wiesbadener Civilstandsregistern.

Geboren. 1. Oct. dem Kaiserlich-technischen Jacob Schaal e. S.; dem Schloffer Johannes Eidenbrod e. S. Johann Franz Anton. 3. Oct. dem Schulmeister Peter Wilhelm e. S. Elisabeth. 4. Oct. dem Restaurateur Joseph Buth e. S. Heinrich Philipp Peter Carl Jacob; dem Barbier und Seilgehülften Theodor Matthes e. S.

Angewidmet. Weinbändler und Weinhandelsgehilfe Eduard Carl Hermann Deichler und Johanna Katharine Kraft zu Gens. Kaufmann Carl Johann Ferdinand Weichagen zu Gienach, vorher hier, und Clara Stephanie zu Gienach, vorher hier. Bern. pract. Arzt Dr. med. Friedrich Carl Müller zu Borsheim in Baden und Anna Luise Heiss zu Sulzbach a. M., Dierant in Barmen.

Gestorben. 5. Oct. Ehe Wilhelmine Friederike, geb. Lorenz, Ehefrau des Verlagsbuchhändlers Dr. Johann Adam Jacob, 62 J. 10 M. 27 T.; Joseph, S. des Schuhmachergehilfen Wilhelm Gierke, 2 J. 13 T. 6. Oct. Dorothea, geb. Schön, Ehefrau des Tagelöhners Christian Gruber, 47 J. 1 M. 24 T.; Gertrud Elisabeth, T. des Graveurs Simon Jasson, 1 M. 27 T.

Aus den Civilstandsregistern der Nachbarteile.

Siebold. Geboren. 20. Sept. dem Tagelöhner Julius Weber e. S. 22. Sept. dem Tagelöhner August Wolf e. S. 23. Sept. dem Schneidermeister Heinrich Wilhelm e. S. 24. Sept. dem Tagelöhner Bilk, Dörries e. S. 25. Sept. dem Dachdeckermeister Friedrich Ludwig Schmidt e. S. 28. Sept. dem Bierbrauermeister Carl Buth e. S. Angewidmet. Weichenkeller Wtl. Christ. Marx und Caroline Katharine Freitag, Beide wohnh. dahier. Tagelöhner Heinrich Karl Kaus, wohnh. dahier, und Christine Froh, wohnh. zu Kestheim. Hausfrau Peter Müller, wohnh. zu Solz und Anna Karoline Haas, wohnh. dahier. Schreiner Heinrich Michel, wohnh. dahier, und Barbara Reich, wohnh. zu Ebernheim. Tagelöhner Heinrich Zachar Römer und Johanna Margarethe Römer, Beide wohnh. dahier. Beerdigt. 23. Sept. Gienach-Stein-Präsident Georg Philipp Albert Müller von Erpheim im Kreise Oberstaun, wohnh. zu Frankfurt a. M. Schenkenhau, und Anna Maria Christine Frieda Form von hier und früher wohnh. dahier; Schuhmachergehilfe Jakob Müller von Weilbach im Landkreise Wiesbaden und Philippine Johanne Elisabeth Auguste Kammann von hier, Beide wohnh. dahier. 30. Sept. Bern. Tagelöhner Johann Holender von Laufensleben im Kreise Untermain und die Witwe des Tagelöhners Karl Jörn, Maria Katharine, geb. Darsmann, von Beckroth im Kreise Unterlahr, Beide wohnh. dahier. 2. Oct. Barbier August Ludwig Römer und Katharine Louise Wehm, Beide von hier und wohnh. dahier. Gestorben. 25. Sept. Elisabeth Binger, Witw., 60 J.; Fuhrunternehmer Wtl. Wtl. Sprenger, 27 J. 26. Sept. Anna Maria, geb. Bach, Ehefrau des Jakob Knepper, 28 J. 3 M.; Johanne Elisabeth Wilhelmine Katharine, T. des Tagelöhners Peter Hermann, 10 J. 10 M.; unverehel. Elise Ador, 71 J.; Johanna, ord. Gfth., Ehefrau des Franz Sammermeister L. J. 3. 27. Sept. Kaufmann Friedrich Ludwig Bender, 53 J.; Wilhelm Julius, S. des Tagelöhners Friedrich August Kalmeyer, 3 J. 3 M. 29. Sept. August Wilhelm, S. des Bäckermeisters Carl Hülse, 10 M. 2 T.

Geburts-Anzeigen
Verlobungs-Anzeigen
Heiraths-Anzeigen
Trauer-Anzeigen

in einfacher wie feiner Ausführung
fertigt die
L. Schellenberg'sche Hof-Buchdruckerei
Comptoir: Langgasse 27, Erdgeschoss.

Morgen Sonntag, den 8. October, Abends 7½ Uhr beginnend, beim

Geselligen Abend für junge Leute

im Cv. Männer- und Jünglingsverein (Ev. Bethelhaus, 1. St.) Vortrag über:

„Die Wunder des Weltalls.“
Bau für feierliche Erleuchtung. — Religiöse Ansprache. — Freier Verkehr. Junge Männer aller Stände haben alle Gäste freien Zutritt.**Socken,**an den Stellen verstärkt,
die bei dem Cliché dunkel
gehalten sind, in Auswahl
bei**L. Schwenck,**
Mühlgasse 9.Orthe Qualität hindurch pr. Pfund 48 Pf. fort-
während zu haben 10. Raugasse 10.Die geehrten Leser und Leserinnen werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen, welche sie auf Grund von Anzeigen
im „Wiesbadener Tagblatt“ machen, sich stets auf dasselbe beziehen zu wollen.Verantwortlich für den politischen und feuilletonistischen Theil: M. Schulte vom Brühl; für den übrigen Theil und die Anzeigen: G. Röthardt; Beide in Wiesbaden.
Rotationspressen-Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hof-Buchdruckerei in Wiesbaden.**Einen guten Regenschirm für 3 Mark.**

Eleganter Schirm für Damen und Herren. Feinere Sorten in hübscher Wahl.

20163

Caspar Führer's Riesenbazar, Kirchgasse 34.

Goldgasse 7. Hotel und Badhaus
„Zum goldenen Ross“,
im Centrum der Stadt.
Eigene Mineralquelle im Hause. Nur reine Mineral-
bäder ohne Zuhilfenahme.
Gut eingerichtete Fremdenzimmer von Mk. 1.25 an.
Pension zu civilen Preisen.
Hugo Kupke, Besitzer.

Coupié, Leoni Fils & Co.
Filiale Deutschland-Leoni & Co. Wiesbaden

BORDEAUX Destillerie **SAINTES**
COGNAC
N. 3½ - M. 30.
pr. Flasche.

Zu beziehen durch alle Droguerien.
Delicatessen-Colon-Waaren-Geschäfte etc.

Specialität:
COGNAC-MEDICINAL
Marke M. 4.25 pr. Fl.
„ „ „ 5. „ „
„ „ „ 5.50 „ „
„ „ „ 6.50 „ „

Zu Originalpreisen
der Firma stets vorrätig.

in Wiesbaden bei:
Chr. Belli, Victoria-Apothek, Rheinstrasse.
A. Berling, Bazarstrassen-Ecke.
Franz Blum, Bahnhofstrasse.
L. Conrad, Kirchgasse.
D. Fuchs, Saalgasse.
Fr. Groll, Adolphsallee und Gölthstrassen-Ecke.
Dr. W. Lenz, Wilhelms-Apothek, Lousenstrasse.
A. Mosbach, Kaiser-Friedrich-Ring a. Delapacestrasse.
H. Roos, Nachfolger, Metzgergasse.
Otto Siebert, Marktstrasse.
Oscar Siebert, Taunustrasse.
Wtl. Stauch, Friedrichstrassen-Ecke.
J. W. Weber, Moritzstrasse. 16072



Aechte Dr. Jäger's
Normalhemden,
Aechte Dr. Lahmann's
Reformhemden,
Körperhemden,
Touristenhemden,
Neurekahemden.

und billige
Fabrikate

19542

L. Schwenck, Mühlgasse 9.

Elegant garnirte
Damen-Hüte
hochfeine
Modell-Hüte,
Putz-Artikel,
Filz-Hüte,

Formen, **Federn,**
Sammet, **Bänder,**
Schleier, **Blumen,**

wie bekannt stets

20155

in allergrösster Auswahl
zu den billigsten Preisen.

P. Peaucellier,
24. Marktstrasse 24.

Capotten,
ausgesuchte, hochele-
gante Neuheiten
in Wolle und Chenille,
nur neueste moderne
Farben,
für Damen à Mk. 1.— 1.25
1.70 2.— etc.
Mädchen à Mk. —.75
1.— 1.20 1.35 etc.

Kopf-Shawls,
hochelegant, für Theater
und Concert. 18225

Carl Claes,
3. Bahnhofstrasse 3.

Gute Wetterwälder Kartoffeln per Centner Mk. 2.25
frei Keller. Näh. Weidhofsstrasse 40, Port. 19089**Blafate:** „Möblierte Zimmer“, auch aufgezogen,
vorrätig im Verlag, Langgasse 27.

An einem **Privat-Tanzkursus**
können noch Damen und Herren aus guten
Familien theilnehmen. 20170

Gleichzeitig suche zu **zwei Kindern**
Theilnehmer für Tanz-Unterricht. Näh. in
meiner Anstalt **Schützenhofstrasse 3.**

Fritz Heidecker,
Dirigent der Kurhausbälle und Reunions.

Wohnung von 4-6 Z. mit a. Küche (2-3 Kam.), Balkon
und Bad, erwünscht. Bessere bei. Dan. sofort ges. Angeb.
mit Preis und Lageangabe unter **F. D. 22** hauptpostlagernd.

Wiener Schuhlager,
Kirchgasse 43, gegenüber der Hochkirche.
Schöner Ausverkauf wegen Geschäfts-Auflösung.
Wunderschöne Gelegenheiten für Jedermann reelle, billige, und
einfache Schuhwaren Mitteln. Indiv. Preis einzukaufen. 18851
A. Schreiner.

Beilage zum Wiesbadener Tagblatt.

No. 470. Abend-Ausgabe.

Samstag, den 7. October.

41. Jahrgang. 1893.

Unheilbar.

Novelle von Konrad Tilmann.

(Radbruch verboten.)

Auf dem Bahnhofsperron ging ein schlanker, großgewachsener Mann auf und nieder. Er war in sichtlichster Erregung, mühte sich aber, seine Gemüthsverfassung niemanden merken zu lassen. Wehentlich schritt er dahin, die beiden Hände in die Seitentaschen seines leichten Sommerüberziehers gestemmt, den Hut in die Stirn gezogen, und nur manchmal blieb er an einem der Pfeiler gelehnt stehen, um das lange, schmerzliche Daherlaufen des Eisenbahngeläutes entlang zu bilden, ob sich der erwartete Zug immer noch nicht zeigen wolle. Dann, wenn er nichts sah, trat er seine ruhlose Wanderung wieder an, die Pflanze fest aufeinander gepreßt, die Augen starr gefest. Der schmerzliche Zug in seinem feinen, blaffen, schmalen Gesicht, das von einem dunkelblonden, kurzen Vollbart eingerahmt wurde, trat dann wieder noch intensiver hervor, und die ganze Gestalt schien wie unter einer unsichtbaren, schwer niederwühlenden Last sich zu beugen. Die Schritte wurden immer ungleichmäßiger, immer hastiger. Plötzlich gellte von rechts her ein Pfiff. Ein kleines, weißes Dampfzuges stieg auf und verlor sich in der blauen Luft des Frühfommertages. Ein Rufen, Schreien und Dröhnen ward vernommen, wieder schrillte Pfiffe, und nun wand es sich gleich einer dunkeln Schlange ringelnd heran, der Zug lag es.

Über den Wartenden schien plötzlich etwas wie eine Lähmung gekommen zu sein. Er blieb wie angewurzelt an seinem Platze stehen, richtete sich noch nicht einmal, als der Zug schon hielt und die Wagenglieder aufstiegen. Ein Gedränge von Kommenden und Gehenden erfüllte die Bahnhofshalle mit Schreien und Drängen. Signale ertönten, schwer beladene Karren rollten über das Kuppelpflaster. Schon wurden die Thüren des nur kurz an der kleinen Station rastenden Zuges wieder ins Schloß geworfen, und der Wartende hatte sich immer noch nicht gerührt. Jetzt endlich kam Leben in ihn. Ein kleiner, breitschultriger Herr mit einer Brille und einem schwarzen Schnurrbart in dem flüchtigen, beweglichen Gesicht war angelagert, hatte sich suchend umgesehen und war dann dem Ausgange zugekehrt. Nun hatte der Wartende, den er nicht gewahrte, ihn mit ein paar raschen Schritten erreicht. Er legte ihm von rückwärts die Hand auf die Schulter. „Gottlof!“

Es lag nicht die Freude über ein Wiedersehen, es lag bange Sorge, zitternde Erwartung in dem Munde des Namens.

Der Andere drehte sich zurück. „Da bist Du ja! Ich hatte Dich nicht gesehen. Guten Tag, Berndt!“

Er drückte ihm die beiden Hände. Berndt eilte es nicht, daß er seinem ängstlich forschenden Blicke dabei auswich. Da sprach er auch nichts, keine Frage, kein Wort der Begrüßung. Stumm verließen sie neben einander den Bahnhof, stumm wanderten sie draußen nebeneinander her über den breiten sonnigen Platz, an dem die jungen, hellbelaubten Lindenbäume noch keinen Schatten spendeten. Dann bogen sie in die Anlagen ein, durch die ihr Weg sie führte. Sie hatten immer noch kein Wort gesprochen. In den Wegen war es einsam und kühlenfühl. Die Springen blühten und dufteten, die Trauben des Goldregens schimmerten aus dem gescheiterten Laub, in den Büschen jubelten Vogelstimmen, im sonnenüberflutheten Weiser schnellten sich spielende Goldfische hin und wider. Die Stille im mitten dieser traumhaft-lachenden, jungen Sommerwelt wurde den Beiden endlich doch drückend. Berndt rühte

den grauen Füllhut aus der Stirn, trocknete sich mit dem Tuche ein paar Tropfen von derselben fort und sagte dann rasch athmend: „Nun?“ Und als der Andere nicht gleich antwortete: „Also wirklich? Du beständig das Urtheil? Unheilbar?“

Das letzte Wort klang fast nur noch wie ein Seufzer. Gottlof hatte seinen gleichmäßig-rudigen Schritt gehemmt. Er wies auf eine Bank im Schatten eines Syringengebüsches, das sie laubig überwölkte. „Lass uns dort niederstehen“, sagte er. „Ich möchte Dir das, was ich Dir zu sagen habe, lieber gleich und lieber hier mittheilen, als innerhalb Deines eigenen Heims. Komm!“ Er schob seinen Arm unter den des Anderen und zog ihn mit sich. Als sie saßen, Berndt hintenüber gelehnt, halb geschlossenen Auges, bleich, apathisch, der Andere etwas nach vorn gebeugt, mit der Fingerring seines Spazierhuts in dem Kreis wühlend, fing Gottlof nach einer kleinen Weile an: „Ich darf Dir keine Hoffnungen, keine Illusionen wecken, Berndt. Ich möchte Dich belügen, würde mich des Betragens, das Du mir zollst, unwürdig erweisen, wenn ich es thäte. Alles habe ich geprüft, alle Umstände erwogen, alle Symptome gewissenhaft beobachtet und wieder beobachtet — man hat mich ungewöhnlich liebenswürdig aufgenommen, ich schrieb Dir schon, und mich ganz frei gewöhnen lassen; ich war weder dorein genommen, noch in meinen Unternehmungen irgendwie beschränkt oder beeinflusst, dagegen voll des reichlichen Wunsches, etwas Günstiges, auch nur einen Schimmer von Hoffnung mit für Dich herbringen zu können, und trotzdem...“ Er richtete sich auf und sah den Freund neben sich mit gutmüthigen, ernsten Augen an. „Sei ein Mann, Berndt! Fasse Dich, trotz's wie ein Mann! Ich habe keinen Grund, ich sehe keine Möglichkeit, mich gegen das Urtheil Professor Helfrichs und der Andern aufzuheben. Ich muß ihm beistehen.“

„Ich daß!“ es. Berndt hatte für ein paar Sekunden seine beiden Hände über das zuckende Kinn gelegt. Sein ganzer Körper wurde wie von einem Krampf durchschüttelt. Als er die Hände dann sinken ließ — der Hut war ihm in den Nacken gefallen —, erinnerte der blasse, durchgeleitete Kopf mit dem leicht gewellten Haar, über das jetzt ein paar sich durch's Laubdach fehlende Sonnenlichter zuckten, an einen der Tugianschen Heiltschilde. Die großen, dunkeln, verhaspelteten Augen starrten traurig und müde vor sich hin. „Wie fanstest Du sie?“ fragte er plötzlich.

„Ganz wie Du, wie die Kollegen an der Anstalt, mit denen ich mich vorher in Verbindung gesetzt, sie mir geschildert hatten: 'völlig apathisch, gegen alle äußere Einbrüche abgestumpft, grübelnd, immer von der gleichen Wahnvorstellung heimgesucht, ganz erfüllt, gegen alles Andere abgestorben, unfähig, stier — das vollendete Bild' unheilbaren Tiefstuns. Sie erkannte weder mich, noch einen von den andern Ärzten, verstand nicht, was ich zu ihr sprach, zeigte bei Erwähnung Deiner und des Kindes auch nicht die leiseste Theilnahme, das kleinste Zeichen des Erinnerns, weder Freude noch Schmerz — nichts, gar nichts. Sie ist gefällig todt.“

Er machte eine Pause und blickte sinnend vor sich hin. „Und werlich gesund“, fuhr Berndt bitter fort, „nicht wahr? Völlig gesund. Und sie kann leben, sie wird leben — noch Jahre, noch Jahrzehnte, wird zu hohem Alter, zu weissen Haaren kommen — im Jenseits. Und muß leben. Denn keiner von Euch ist barmherzig genug, ihren Lebensweg abzufahren, und wenn ich es thäte, thun könnte, wäre ich ein Gattenmörder, ein Verbrecher, der im Juchthaus enden würde. Das ist unsere Moral, das ist die Forderung des höchsten Sittengesetzes, dem wir uns beugen. Nur den halbverirrten Wurm, der sich im

Gassenhaub vor uns krümmt, den zertreten wir ganz — aus Barmherzigkeit, und würden uns vor uns selber schämen, wenn wir ihm diese kleine Liebesgast verweigerten!“

Der Doktor juckte die Achseln. „Lieber Freund“, sagte er, „das können wir Beide nicht ändern. Und wenn man Dir's gestattete, es stracks hingehen lassen wollte, ich bezweifle, daß Du die Kraft dazu hättest, es zu thun. Das Alles sind eben die Abgründe des Lebens, an denen wir hinwanken. Und wenn wir den Lid hinunterdrücken lassen in ihre Tiefe, statt adios und lächelnd daran vorüberzugehen, wie die große Menge, ergriffen uns manchmal ein Schwindel. Aber was kann der Einzelne? Ich gebe Dir recht: es wäre besser für die geistig Erstorbene, für die es keine Besserung mehr geben kann, wenn man ihre rein vegetativen Erstickung, in der sie nur noch Zerkünder von Menschen sind und uns wie ein bitterer Hohn auf die Schöpfung erscheinen, ein Ende machte, gerade wie es unstrittig edler, menschenwürdiger und freigeistiger wäre, als unter Qualen einem nahen, unausweichbaren Ende entgegenzusehen. Kranken von ihnen oft so grauenhaften Leiden selbstthätig zu befreien, sofern sie danach verlangen. Aber vermag Eins nicht: die engen Grenzen unseres menschlichen Erkennens. Wir Ärzte haben uns, je weiter unsere Wissenschaft vorschreitet, je größer das empirische Gebiet sich vor uns ausdehnt, allmählich immer mehr unsere Unheilbarkeitsgrenze abgewandt. Es dauert jetzt lange, bis sich einer von uns entschiedet zu sagen: unheilbar! hoffnungslos! Wie oft haben wir es erleben müssen, daß die von den größten Ärzten aufgegebenen Kranken wieder genesen, daß sie gegen alle wissenschaftlichen Grundgesetze von ihrem Siegentum wieder aufstanden und wandelten. Wir reden in einem solchen Falle von einem Wunder. Im Volksmunde nennt man solche Wiedererlebenden die 'medicinalis' Toden. Darin liegt ein hebrer Spott auf unsere Weisheit. Und wir wissen selber so genau, wie leicht wir irren können, wie eng die Grenzen unseres Könnens gerade sind!“

„Das wäre es also!“ murmelte Berndt vor sich hin, nachdem nach den Worten des Freundes eine kurze Stille eingetreten war, „das vor Allem, was uns abhalten soll. Und dahinter stünde selbst die sogenannte sittliche Weltordnung mit ihren Forderungen zurück. Dann aber, lieber Freund, dann dürfte ich ja auch denken — Guter Herr Helfrichspruch über meine Frau nicht so ohne Weiteres gläubig hinnehmen, wäre ich ein Wahnsinniger, wenn ich meine Hoffnungen vor Eurer Autorität beugen. Ich sehe da einen unheilbaren Widerspruch, in den Du Dich verwickelst.“

Gottlof stieß seinen Stuhl wüthig in den Erdboden und legte seine beiden Arme übereinander geschlagen auf die Knie des Besessenen. „Nicht so ganz“, sagte er. „Nach menschlicher Berechnung, nach wissenschaftlichen Grundgesetzen und Erfahrungen unheilbar — so lautet das Urtheil über Deine Frau, Berndt. So haben es die Anstaltsärzte abgegeben, so hat es die jetzt befallenden müssen. Ich denke nicht daran, mir in diesem Falle gerade Unheilbarkeit anzumachen, aber ich glaube an dies 'Unheilbar' gerade so fest wie die Andern, ich bin davon überzeugt, muß es als Jünger meiner Wissenschaft sehen. Du hast mir Vertrauen geschenkt und ich kann es nicht anders rechtfertigen, als daß ich Dir Wahrheit gebe, volle, brutale Wahrheit. Nur Eines will ich Dir noch sagen — vielleicht sollte ich es nicht — in einem reich meine Ansicht um etwas von der meiner Kollegen ab...“ er richtete unruhig auf seinem Stuhl hin und her, zog den Stuhl aus der Erde und stieß ihn wieder ein.

(Fortsetzung folgt.)

Amtliche Anzeigen

Im Namen des Königs!

In der Privatklagefache
der geschiedenen Ehefrau des Hauswirths **Frans Broetz, Marie, geb. Ott**, zu Wiesbaden, Derrnstraße 7, vertreten durch die Rechtsanwältin **Bojanowski** und **Dr. Hasselbach** zu Wiesbaden,

gegen die Ehefrau des Tagelöhners **Heinrich Brande, Marie, geb. Schöppan**, zu Wiesbaden, Derrnstraße 7, geb. am 17. Februar 1861 zu Dillenburg, evangelisch, Angeklagte, wegen Verleumdung,

hat das Königl. Schöffengericht zu Wiesbaden in seiner Sitzung vom 6. September 1893, an welcher Theil genommen haben:

1. Gerichtspräsident **Leyendecker** als Vorsitzender,
2. **Heinrich Brandau** zu Wiesbaden,
3. **Georg Konrad Lauck** zu Jockstadt, als Schöffen,
4. **Kurt Römer** als Gerichtsschreiber,

für Recht erkannt:
Die Angeklagte ist der Verleumdung schuldig und wird deshalb in eine Geldstrafe von 10 — zehn — Mark, an deren Stelle im Nichtbeitragsfalle eine Haftstrafe von 2 — zwei — Tagen tritt, sowie in die Kosten des Verfahrens verurtheilt.
Ingleich wird der Angeklagten, nämlich der Privatklägerin, die Verurteilung zugesprochen, den entscheidenden Theil des Urtheils binnen vier Wochen nach eingetretener Rechtskraft beiseite einmal im „Wiesbadener Tagblatt“ auf Kosten der Angeklagten zu veröffentlichen.
Angeklagt und ist das Urtheil am 14. September 1893 rechtskräftig geworden.
Wiesbaden, den 14. September 1893.

(L. S.) **Dr. Schierjott**,
Gerichtsschreiber.
Bojanowski,
Rechtsanwalt.
Für richtige Abschrift:

Im Namen des Königs!

In der Privatklagefache
des **Peter Klepper III.** zu Frauenstein, vertreten durch die Rechtsanwältin **Bojanowski** und **Dr. Hasselbach** zu Wiesbaden,

gegen den Wagner **Heinrich Becker** zu Frauenstein, Angeklagter, wegen Verleumdung,

hat das Königl. Schöffengericht zu Wiesbaden in seiner Sitzung vom 6. September 1893, an welcher Theil genommen haben:

1. Gerichtspräsident **Leyendecker** als Vorsitzender,
2. **Heinrich Brandau** zu Wiesbaden,
3. **Georg Konrad Lauck** zu Jockstadt, als Schöffen,
4. **Kurt Römer** als Gerichtsschreiber,

für Recht erkannt:
Die Angeklagte ist der Verleumdung schuldig und wird deshalb in eine Geldstrafe von 20 — zwanzig — Mark, an deren Stelle im Nichtbeitragsfalle eine Haftstrafe von 4 — vier — Tagen tritt, und in die Kosten des Verfahrens verurtheilt.
Ingleich wird dem Angeklagten **Peter Klepper III.** zu Frauenstein die Verurteilung zugesprochen, den entscheidenden Theil des Urtheils binnen vier Wochen nach eingetretener Rechtskraft beiseite einmal im „Wiesbadener Tagblatt“ auf Kosten des Angeklagten zu veröffentlichen zu lassen.
Angeklagt und ist das Urtheil am 14. September 1893 rechtskräftig geworden.
Wiesbaden, den 14. September 1893.

(L. S.) **Dr. Schierjott**,
Gerichtsschreiber des Königl. Amtsgerichts III.
Bojanowski,
Rechtsanwalt.
Für richtige Abschrift:

Bekanntmachung.
Mit Ermächtigung des Herrn Ministers der geistlichen Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten bestimmen wir auf Grund des § 11 des Gesetzes über die Polizei-Verwaltung in den neu er-

wordenen Landesstellen v. 20. September 1897 (Gel.-S. 1529 ff.) und unter Ausbeutung unserer Polizei-Verordnung vom 2. August 1875 (Amtsblatt 1875 S. 123), betreffend die Verpflanzung der Krätze und Tierkrätze zur Abhilfe ansteckender und gemeingefährlicher Krankheiten, für den Umfang unseres Verwaltungsbezirks Folgendes:

§ 1. Haushaltungsvorstände und Krätze, sobald sie innerhalb ihrer Haushaltung, beziehungsweise der Wohnung ihres Berufs von dem Auftreten von Gekrätzten, Krätzern, Fiedelkrätzern (Typhus exanthematicus) oder Krätzkrätzern (Typhus exanthematicus) Kenntnis erhalten haben, sind verpflichtet von jedem dieser Krankheitsfälle anzuzeigen, spätestens innerhalb 12 Stunden der Ortspolizeibehörde unter Angabe des Tages der Erkrankung, des Alters, und Familiennamens des Erkrankten, sowie seines Alters, seiner Wohnung und Beschäftigung schriftliche Anzeige zu machen.

§ 2. Die Anzeige ist von dem behandelnden Arzte allein zu erheben in jedem Falle von **Unterleibstypus**, **Wochen**, **Charlach**, **Diphtherie**, **Kindbettfieber**, **höckeriger** **Rubel**, **contagioser Augenentzündung**, **Bubdruken**, **Wühlbrand**, **Karunkel** (**Postula maligna**), **Krätzkrätze**, **Erbsenkrätze**.

§ 3. Zuwiderhandlungen gegen obige Bestimmungen werden mit einer Geldstrafe von 3 — 10 Mk. und im Unvermögensfalle mit entsprechender Haft bestraft.
Wiesbaden, den 28. August 1892.
Königliche Polizei-Direction. J. B. Söhn.

Bekanntmachung.
Die Polizei-Verordnung vom 16. November 1892 bestimmt in § 2. Der zu einem Brande ausbrechenden Feuerwehre ist jedes freie Haus zu machen. Aufgehender müssen den Räumlichkeiten und Fahrzeugen der Feuerwehr sofort Platz machen. Reiter und Fuhrwerke sind gleichfalls verpflichtet, denselben vollständig auszuweichen und wenn dies die Sicherheit nicht gestattet, so lange still zu halten, bis die Feuerwehr vorüber ist. Es ist nicht möglich, die Fuhrwerke der Feuerwehr vorfahren zu lassen, so haben Reiter und Fuhrwerke, um jeden Aufenthalt zu vermeiden, in möglichst bequemer Gasse voranzugehen und an der nächsten geeigneten Stelle Halt zu machen, um die Feuerwehr vorüber zu lassen.
Wiesbaden, im Mai 1893.
Die Feuerwehr-Commission des Magistrats.

